

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Freitag, 27. Juni.

1930.

5

7 Uhr abends

(12. Fortsetzung.)

Februar

Roman von Paul Glemos

(Nachdruck verboten.)

Der Hammer erwiderte höflich:

„Sie gingen also um fünf Uhr an den Bavariaplatz?“

„Ja wohl“, gab Lammont zu. „Aber ich wartete umsonst. Ich wartete etwa eine halbe Stunde; aber es kam niemand.“

Der Hammer sagte sehr höflich, aber sehr ernst:

„Sie sind also von einem Unbekannten angerufen worden, Herr Regierungsrat?“

Lammont verstand ihn.

„Ja wohl! Ich bin von dem großen Unbekannten angerufen worden. Es klingt vielleicht nicht besonders glaubwürdig, aber es ist wahr. Glauben Sie nicht auch, daß ich mir ein besseres Alibi verschafft hätte, wenn ich schuldig wäre?“

Der Hammer erwiderte:

„Zum mindesten war es doch sehr ungeschickt von Ihnen, Herr Regierungsrat, auf den einfachen Anruf hin zum Bavariaplatz zu gehen, ohne daß Sie wußten, wer mit Ihnen sprechen wollte.“

„Ich kenne alle Strafgefangenen, die im Theresienbau waren. Ich glaubte eben, ich würde am Bavariaplatz den Anrufer oder vielmehr die Anruferin erkennen. Boreilig und unüberlegt war mein Verhalten freilich. Aber ich konnte nicht ahnen, daß ich einem so raffinierten Plan zum Opfer fallen sollte.“

„Was meinen Sie mit dem raffinierten Plan?“ fragte der Hammer.

„Für mich ist die Sache sehr einfach gelagert“, sagte Lammont. „Ich persönlich weiß, daß ich mit der Keese so wenig zu tun hatte wie mit der Andersen. Aber die Andersen hatte eben ein Interesse daran, ihren Angaben einen Schein von Glaubwürdigkeit zu verleihen. Ich bin mir darüber im klaren, daß sie die Vera Keese für den bewußten Brief gut bezahlt hat.“

„Warum hat sie dann Vera Keese ermordet?“

Lammont erwiderte:

„Dafür hat sie sogar zwei Gründe. Wenn Vera Keese in der Gerichtsverhandlung gefragt worden wäre, ob die Behauptungen in ihrem heutigen Brief richtig sind, dann wäre sie bestimmt umgefallen. Sie hätte nicht mir ins Gesicht hinein diese Lüge wiederholt, sondern hätte zugeben müssen, daß das Ganze ein Komplott der Andersen ist. Mit anderen Worten: die Andersen zweifelte, ob die Keese einen Meineid leisten würde. Und der zweite Grund ist der: daß die Andersen zugleich auf bequeme und einleuchtende Weise den Mordverdacht auf mich gelenkt hat, um sich zu rehabilitieren. Jetzt verstehe ich erst, was das Telephongespräch von heute nachmittag bedeutete. Ich sollte um Bavariaplatz gelockt werden, damit es so aussieht, als ob ich in der Wohnung der Keese gewesen wäre und sie ermordet hätte.“

Lammont fühlte, daß er weder den Kommissar, noch Seiden, noch Jsenbeil mit seinen Ausführungen überzeugt hatte, und brach jäh ab.

„Ich halte mich zu ihrer Verfügung“, sagte er stolz. „Aber bitte vermeiden Sie das eine, mich der Andersen gegenüberzustellen. Wenn ich nicht entlassen werde, so wird diese Wohnung ein Zimmer haben, in dem ich mich von der Andersen unbemerkt aufhalten kann.“

Diesem Wunsche wurde entsprochen.

„Ich werde die Andersen vernehmen, sobald sie

kommt“, erklärte Gambichler. „Immerhin will ich sie nach ihrem Alibi genauestens fragen.“

Lammont erhielt von Frau Blöchl den sogenannten Salon zum vorübergehenden Aufenthalt eingeräumt.

Als Gambichler mit den beiden Juristen allein war, äußerte er seine Meinung in jener derben Weise, die ihm den Namen Hammer eingetragen hatte:

„An sich glaube ich, daß es so weit ist, den Herrn Lammont zu verhaften. Aber ich möchte lieber warten, bis mein Kollege Korfzieher da ist; der tüftelt immer noch Probleme aus. Wer weiß, was er im Laufe des Nachmittags noch herausgefunden hat.“

„Es sind zwei Punkte da“, stellte Jsenbeil in seiner objektiven Weise fest, „die noch nicht geklärt sind und die man erst klären muß, wenn man Lammont verhaften will.“

„Und welches wären die zwei Punkte?“ fragte Seiden gespannt.

„Der erste Punkt“, erklärte Jsenbeil, „ist folgender:

„Woher hat Lammont erfahren, daß ihn die Keese veraten will? Der plötzliche Mordanschlag auf die Keese hat doch nur einen Sinn, wenn Lammont von dem Brief der Keese an mich Kenntnis hatte. Von diesem Brief wußten aber, soweit mir bekannt ist, bis sechs Uhr nur vier Personen: die beiden Schauspielerinnen Andersen und Behrens, Herr Staatsanwalt Seiden und ich.“

Seiden erwiderte:

„Leider kann ich dieses Argument widerlegen. Ich habe im Papiertorb des Regierungsrats Lammont — ich war nämlich in seiner Wohnung — Papierschnitzel gefunden, sie aneinandergereiht und festgestellt, daß Keese einen Drohbrief an Lammont geschrieben hat.“

Seiden las den Wortlaut des Briefes, wie er ihn zusammengestellt hatte, vor.

„Es wird immer schlimmer für Lammont“, sagte der Hammer. „Es war ihm nicht anzusehen, ob er das bedauernd oder freudig meinte.“ Die Sache sieht so aus, als ob Lammont so gegen vier Uhr nachmittags den Brief der Keese bekommen hat, den Sie bruchstückweise vorfanden. Lammont scheint erkannt zu haben, in welcher Gefahr er schwebte. Hätte er gewußt, daß die Keese bereits Ihnen, Herr Rechtsanwalt, von der Sachlage Mitteilung gemacht hatte, so hätte er wohl die Tötung der Keese nicht erwogen. So aber sagte er sich, daß die Keese die einzige Mitwisslerin seines Geheimnisses sei. Er hat sich deshalb kurz entschlossen, sie zu beseitigen. Hätte die Keese nicht den Brief an Sie geschrieben, Herr Rechtsanwalt, so hätte kein Mensch darauf kommen können, daß Lammont ihr Mörder ist. Er hat freilich in der Eile einige Dummheiten gemacht. Er hat nicht für ein Alibi gesorgt. Er hat auch nicht den Brief beseitigt, den die Keese an ihn geschrieben hat; das sind Dummheiten, wie sie jeder Verbrecher begeht und wie sie insbesondere ein Verbrecher begeht, wenn er so rasch und eilig handeln muß.“

Seiden wandte sich wieder an Jsenbeil: „Und welches ist der zweite Punkt, in welchem Ihrer Ansicht nach noch Klärung erforderlich ist, bevor Lammont endgültig überführt wird?“

„Die Dame, Herr Staatsanwalt“, erwiderte Jsenbeil. „Die Dame, die noch da war. Wer war diese Dame?“

Seiden dachte einen Augenblick nach, daß diese Dame

sehr wohl Fräulein Hebe Lammont sein könnte. Er erinnerte sich, daß sie vor ihm die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufgestiegen war. Hatte sie vorher wirklich Einkäufe, wie sie den Anschein zu erwecken suchte, gemacht, oder war sie in der Baumstraße gewesen? Seiden unterdrückte diesen Gedanken. Er kam sich so vor, als ob er Hebe Lammont entweiche; aber die Zweifel quälten ihn doch.

„Darf ich die Handschuhe sehen, die uns die Besucherin zurückgelassen hat?“ fragte er Gambichler. Gambichler händigte sie ihm aus.

„Vorsicht, bitte“, sagte er, „vielleicht ist im Leder ein Fingerabdruck haften geblieben.“

Während Seiden die Handschuhe betrachtete, stellte Gambichler eine Frage, die Seiden zusammensucken ließ. „Kennen Sie eine Zigarettenmarke „Supralta“?“

Seiden horchte auf.

„Gewiß. Es ist eine sehr teure Marke. Ich habe sie heute erst angeboten bekommen.“

„Was hat das mit dem Fall Reese zu tun?“ fragte Seiden.

„Sehr viel“, erwiderte Gambichler trocken. „Der Unbekannte, wenn er überhaupt noch unbekannt für uns ist, der mit der Reese den Viktor trank, hat nämlich eine Zigarettensorte „Supralta“ geraucht. Wenn Sie hierher sehen, auf dem verkokten Papier, können Sie noch genau die Aufschrift lesen.“

Seiden legte die Handschuhe weg.

Wie im Ring des Polykrates eine glückliche Botschaft sich an die andere reiht, so schien hier sich ein Indiz an das andere zu reihen und in unheimlicher Gewalt eine feste Kette um Lammont zu schließen. Bisher hatten Lammonts Erklärungen doch wenigstens noch den Schein von Glaubwürdigkeit. Das aber war doch ausgeschlossen, daß, wenn ein Fremder oder eine Fremde die Reese umgebracht hätte, dieser Dritte just auch dieselbe kostspielige Zigarettensorte rauchte wie Lammont.

Als Seiden kaum die Handschuhe weglegte, hatte sie Hsenbeil ergriffen. Vielleicht war es Zufall, vielleicht eine instinktive Bewegung, daß er sie in Augenhöhe hielt; möglich, daß er glaubte, im Innern die Piefersirma eingedrückt zu finden und so einen Anhaltspunkt zur Eruiierung des Eigentümers zu finden.

Gewiß ist, daß Hsenbeil einen süßen, bekannten Duft verspürte und daß ihn dieser Duft an das Parfüm erinnerte, das Lilly Behrens liebte. Unsinn!, dachte er bei sich, es sind ganz gewöhnlich riechende Handschuhe. Aber als er daran roch, war es doch „Houbigant Jasmin“.

Halb ärgerlich und halb belustigt legte er die Handschuhe weg. Er sagte sich, daß es noch mehr Frauen auf der Welt gäbe, die dieses Parfüm bevorzugen. Schließlich war ja nicht anzunehmen, daß Lilly Behrens mit Vera Reese so gut bekannt war, daß sie sie besuchte.

Unmittelbar nach der Vernehmung Lammonts kamen die Andersens und Lilly Behrens. Beide Damen hatten vor Erregung gerötete Wangen. Bei Lilly Behrens fiel es Hsenbeil weiter nicht auf. Er kannte ihre Lebhaftigkeit und wußte, daß ihr heller Teint der Spiegel ihrer Seele war; aber bei der Andersens frappte es ihn.

Sie hatte jetzt mehr Leben und Farbe im Gesicht als am Morgen, da sie um ihre Ehre kämpfte.

Im Laufe der Vernehmung freilich glaubte er zu begreifen, woher die sonderbare Aufregung der Andersens kam. Er hatte mit sich einen Kampf auszufechten, in dem der Verstand dem Impuls unterlag.

Zunächst wurde die Andersens vernommen. Gambichler war galanter zu den Damen als gewöhnlich. Er bot ihnen einen Stuhl an, und seine Fragen waren ebenso liebenswürdig, als seine Randbemerkungen heute mittag derb.

„Kannten Sie die Reese, Fräulein Andersens?“

Sie verneinte.

„Ich meine“, harrte Gambichler auf, „ob Sie sie oberflächlich kannten. Sie war doch gleichzeitig mit Ihnen im Theresienbau inhaftiert. Haben Sie sie nicht hier und da einmal kurz gesprochen?“

„Nie!“ sagte die Andersens. „Ich kenne sie nicht.“ Mit Schauern blickte sie in die Ecke, in der sie unter einem weißen Tuche die Leiche vermuten mußte. „Ich

habe nie mit ihr zu tun gehabt. Ich weiß nicht einmal, wie sie aussieht.“

Und als ihr Gambichler die Photographie der Reese zeigte — vom Anblick der Toten wollte er sie verschonen — behauptete sie entschieden:

„Ich kenne die Dame wirklich nicht.“

Gambichler forschte weiter:

„Von dem Brief, den die Verstorbene kurz vor dem Tode an Herrn Rechtsanwalt Hsenbeil geschrieben hat, haben Sie Kenntnis?“

Sie nickte.

„Es ist der Verdacht geäußert worden, Fräulein Andersens, daß der Brief auf Ihre Veranlassung geschrieben wurde.“

Sie sah ihn erstaunt und entrüstet an.

„Was soll das heißen?“

„Es ist der Verdacht geäußert worden, sagen wir, daß Sie diesen Brief bestellt haben, daß Sie Fräulein Reese eine Belohnung für die Abfassung des Briefes versprochen haben.“

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Züge bekamen wieder jene steinerne Ruhe, durch die sie heute morgen so frappt hatte.

„Ist am Ende auch der Verdacht geäußert worden, daß ich die Reese ermordet hätte?“ fragte sie mit weher Bitterkeit.

„Der Verdacht ist allerdings ausgesprochen worden“, erwiderte Gambichler liebenswürdig. „Aber es wird Ihnen eine Kleinigkeit sein, ihn zu zerstreuen. Der Mord fand nämlich zwischen fünf und sechs Uhr statt, und wenn Sie für diese Zeit ein Alibi haben, dann kommen Sie als Mörderin von vornherein nicht in Betracht, ohne daß überhaupt noch andere Untersuchungen angestellt werden müssen.“

Es schien Hsenbeil, als ob sie wieder errötete. „Ich habe für den ganzen Nachmittag, vom Schluß der Gerichtsverhandlung an bis zur Stunde, wo Sie mich durch einen Schutzmann holen lassen, ein einwandfreies Alibi. Ich war nach der Gerichtsverhandlung zunächst im „Lohengrin“. Das weiß ja Herr Rechtsanwalt Hsenbeil, und vom „Lohengrin“ aus begab ich mich in die Wohnung meiner Freundin, Fräulein Behrens.“

Lilly Behrens nickte zustimmend.

„Um wieviel Uhr etwa waren Sie in der Wohnung von Fräulein Behrens?“ fragte Gambichler.

„Ich denke, so um fünf Uhr. Und dann blieb ich mit Fräulein Behrens zusammen in ihrer Wohnung bis jetzt.“

Hsenbeil erhob lausend den Kopf.

Gambichler fragte weiter:

„Und Sie haben die Wohnung des Fräulein Behrens bestimmt nicht verlassen, von fünf Uhr bis jetzt?“

„Wir waren beide zusammen ständig in der Wohnung“, erklärte Fräulein Andersens und blickte zu Lilly Behrens, die diese Behauptung durch kräftiges Kopfnicken unterstützte.

Hsenbeil war wie vom Schläge gerührt. Er wußte, daß die Angaben der Andersens unmdglich wahr sein konnten, denn gegen sechs Uhr hatte er ja in der Wohnung der Behrens vorgesprochen und eine halbe Stunde vergeblich auf die Damen gewartet.

(Fortsetzung folgt.)

Abendglocken.

Von Arthur Silbergleit.

Bei dem Klang der Abendglocken
Bin ich ihren windverstreuten
Tönen, die aus Türmen sprangen,
In den Dorfgrund nachgegangen,
Wie Verliebte ihren Bräuten.

Und mir war es, als vernähme
Ich den Erston der Propheten,
Tubelnde Jerusalems,
Wiegenlieder, Requieme,
Männergroll und Mädchenbeten.

Eine Stimme nur schwang leise,
Und sie griff mir an die Seele:
Meiner Mutter müde Weise,
Sang von ihrer Lebensreise,
Übertönend die Choräle.

Der Wind heult.

Stimme von Wilhelmine Balkinester (Wien).

„Du hast ja recht, Minni, es war keine gloriose Idee von mir, darauf zu bestehen, daß wir bei diesem Elendswetter in unser Wochenendhäuschen fahren; aber ich wollte dich einmal ganz für mich haben, ohne die ewige Gesellschaft, die sich immer und überall an deine Fersen hängt. Hör doch endlich auf, ein Schmolzmäulchen zu ziehen! Mußt mich für meinen innigen Wunsch, dich wenigstens am Wochenende ganz für mich zu haben, doch nicht bestrafen. Sieh dich nur um! So lieb und reizend ist doch unser Wochenendpalast. Ich möchte wissen, wer es noch so geräumig und geschmackvoll hat. Und diese Umgebung steht dir prächtig. Wie du dort auf der Bank in der kleinen Salbrunnische sitzt, sollte man dich malen!“

„Hör auf! Mir ist's gar nicht behaglich. Der Wind heult um das Haus, und es ist regelrecht unheimlich hier. Denke nur, es genügt eine Bande von ein paar Mann, um uns hier zu überrumpeln und kalt zu machen. Denke dir das aus, Eris!“

„Saha! Minni! Was für Einfälle hast du? Würde es sich lohnen, zwei friedliche Wochenendleute abzumurksen? Und wenn sie in das Haus einbrechen wollen, um zu stehen, werden sie sich nicht gerade die Tage aussuchen, an denen wir es bewohnen!“

„Mir graut aber trotzdem heute Abend.“

„Denke doch nicht an solche Sachen! Ich habe Schokolade für dich mitgenommen. Schau her, Kleines! Gelt, da glänzen die Augen gleich. Wie ein Reh äugt sie her. Da hast du deine Schokolade, Rechen! Aber dann bekomme ich einen großen Kuss, du!“

Er setzt sich neben sie auf die Wandbank der Nische und beginnt, sie mit Schokolade zu füttern. „Ach“, sagt sie und spricht in großen Pausen, um zwischendurch die Schokolade im Munde zergehen zu lassen, „wir hätten eben doch auf dieses gar nicht so billige Wochenendhaus verzichten und uns lieber einmal im Jahr eine schöne, richtige Reise leisten sollen, wie ich es immer sagte.“

„Na, Schau, Minni! Verdorb uns doch jetzt nicht die Laune!“

„Damit du's weißt: ich mag diese Hütte nicht.“ (Hütte sagt sie! Das Haus ist ein Betonbau.) Ich mag überhaupt dieses ganze Wochenendgetue nicht. Ich will meine große Wohnung, meine elegante Behaglichkeit am Samstag und Sonntag nicht entbehren. Wie eine Art Strafe kommt es mir jedesmal vor, wenn ich hier hinaus muß, in diese Einöde.“

„Aha! Deine Bekannten fehlen dir also!“

„Reineswegs. Aber diese Miniatur- und Talmibehaglichkeit hier ist mir in der Seele zuwider.“

„Es nützt dir gar nichts. Mir gefällt die „Hütte!“

Minni rollt sich auf der Nischenbank zusammen, drückt die Augen zu und macht ein süß-höles Gesichtchen. Er ist etwas wütend. Jedesmal dieses Wochenendgerede! Sie hat für Einfachheit eben keinen Sinn... Trotzdem ist sie reizend. Er will sie küssen; aber da kuschelt sie sich eben anders zurecht und weicht ihm offensichtlich aus.

Der Wind heult. Jetzt, wo sie schweigen, hört man es doppelt. Ziehend — klagend — zischend — anstürmend — verebbend — wieder aufjaulend — wirft er sich wie eine gierige Riesenschlange um den Betonleib des einsamen Häuschens, das man tagsüber wie einen hellen, großen Stein auf der hohen Bergkuppe erblickt.

Frau Minni öffnet einen Spalt ihrer Augen, sieht ihren Mann ungnädig an und sagt: „Na, bitte! Horch mal hinaus! Wenn du das gemütlich nennst...“

Er schweigt beleidigt, weil sie seinem Kuss auswich. Der Wind heult.

„Abriens“, fährt sie fort, „nimm mal an, daß eines von uns hier, mitten in der Nacht, eine Blinddarmzündung bekommt. Hier oben auf einer Bergkuppe! Weit und breit kein anderes Haus — du wolltest es ja so haben — da kann man also verkommen, weil Hilfe nicht rechtzeitig zur Stelle ist.“

„Aber! Wer denkt denn gleich an den Blinddarm?“

„Vorsichtige Leute sollen an alles denken. Und was ich dir zuvor von den Einbrechern sagte, ist auch nicht so ganz unberechtigt.“

Eris nimmt — das Gespräch hierdurch unwirksam abschließend — die Zeitung.

Minni blinzelt. Die Zeitung, das bedeutet für sie: die Stadt, Theaterankündigungen, Gesellschaftsberichte, Modeneuigkeiten. O, da kann man ein bißchen mit hineinblinzeln und den heulenden Wind vergessen. Und sie blinzelt, obwohl sie gerade nur den Zeitungsrücken vor der Nase hat.

Der Wind heult. Ein seltsam sägendes Geräusch klingt auf... Minni horcht.

„Du! Ist...! Hast du gehört?“

„Nein. Was denn?“

„An der Tür bewegt sich etwas!“

„Der Wind.“

„Eris, es ist unheimlich.“

„Das hast du bereits vorher zum besten gegeben. Ich kann dir aber leider kein anderes Wetter bestellen.“

Der Wind heult. Eris liest in der Zeitung. Minni lauscht hinaus. Nach einer Weile blidt er von der Zeitung fort in Minnis Gesicht. Es ist ganz blaß, und die Augen sind voll flimmernder Angst. Zum Aufessen hübsch sieht sie aus.

„Kind, Kind! Mir scheint, du fürchtest dich wirklich.“

Er rückt ihr näher. „So hab doch keine Angst vor dem Wind! Glaubst du übrigens, man sei dabei oder auf einem Luxusdampfer oder etwa im Schlafwagen sicherer? Bitte, überzeuge dich!“ Und Eris beginnt, seiner Frau die Mord-, Raub- und Sensationsberichte aus der Zeitung vorzulesen: „Mysteriöses Verschwinden eines Passagiers aus dem Orient-Express, Mord auf dem Dampfer X...“ So oft er innehält, hört man den Wind heulen.

Die Welt ist voller Grauen... Ihr selbst kaum bewußt, ist Minni nahe an ihren Mann herangetroffen, so nahe, daß ihr rötlicher Kraustopf sich an seinen Arm drängt. Draußen der Wind und rätselhafte Geräusche — vielleicht von Einbrechern — hier die Schauernachrichten aus aller Welt. Wo gibt es Schutz? Minni zieht sich hoch, bis ihr Gesicht Eris' Gesicht erreicht. Er legt noch immer lesend, den Arm um sie. Minni reißt ihre Wangen an die seine. Nun küßt er sie. Der Wind heult weiter; aber es klingt nun gar nicht mehr so schauerlich...

Welt u. Wissen

Die Größe der Lebewesen. (Extreme, in denen sich die Natur gefällt.) Es ist sicher ein merkwürdiger Größenunterschied zwischen einem Elefanten und einem Floh. Damit ist aber noch lange nicht die Grenze nach oben oder nach unten gezogen — die Natur gefällt sich in den merkwürdigsten Extremen. Maßstab ist bei der Verschiedenartigkeit des Baues der Lebewesen das Gewicht. Das größte von allen ist der Wal; das gilt für die Gegenwart wie für die Tertiärzeit; denn alle die Riesenreptile der Urzeit, die Dinosaurier, die Pleistozaurier und wie sie sonst heißen, stehen um das Doppelte hinter ihm zurück. Ihr Gewicht läßt sich auf nicht mehr als 50 Tonnen (1 Tonne = 1000 Kilogramm) berechnen, der Wal erreicht oft 100 Tonnen. Es ist hier das Wort Lebewesen im gewöhnlichen Sinne gefaßt; will man die Pflanzenwelt hinzuziehen, dann ändert sich das Bild. Mit den kalifornischen Baumriesen kann der Wal nicht konkurrieren; sie wiegen oft 1000 Tonnen. Dann kommt nach dem Wal und den Riesenreptilen der Urzeit, in weitem Abstand, der Elefant. Der indische Elefant ist dem afrikanischen, wenn nicht an Höhe, so doch an Körpergewicht und Stärke überlegen, er ist 3 bis 4 Tonnen (3000 bis 4000 Kilogramm) schwer; schon seine Stoßzähne haben ein Gewicht von 75 bis 90 Kilogramm. Dann geht die Stufenleiter schnell abwärts: zum Tintenfisch. Eine seltene Art, die Kraken, wiegen gegen 1000 Kilogramm. Die Sage erzählt von ihnen, daß sie die Größe einer Insel erreicht und Schiffen zum Ankerplatz gedient hätten. Es folgen das Krokodil und der sehr hohe und langgestreckte Strauß, der aber nur noch ein Gewicht von etwa 80 Kilogramm hat. Damit ist man beim Menschen angelangt, der im Durchschnitt 75 bis 90 Kilogramm wiegt. In diese einzelnen Gruppen schieben sich die verschiedensten wilden Tiere ein, wie Löwen, Tiger, Bär und manches Haustier, wie Pferd, Kuh, Schwein. Wie winzig ist der Mensch gegenüber dem Wal! Und wie riesenhaft wieder gegenüber anderen Lebewesen, gegenüber dem größten Teil der Vogelwelt, den Fischen, den ihn umgebenden Tieren. Welch ein Unterschied noch zwischen der Maus, der Schnecke und der Fliege und den kleinsten Insekten! Das Gewicht der kleinsten Insekten beträgt nur noch zwischen ein Hundertstel und ein Tausendstel Milligramm. Am Schluß der Kette die Infusorien, Bakterien, Bazillen, die so winzig sind, daß sie erst des Mikroskopes bedürfen. Bei einem Vergleich dieser Größenverhältnisse der einzelnen Arten ergeben sich noch andere höchst sonderbare Erscheinungen. Ein Straußenei zum Beispiel entspricht in seinem Gewicht den Eiern von 200 Hennen; das Körpergewicht des Straußes entspricht aber dem von 40 bis 50 Hennen. Der Wal hat einen längsten Schädel; er nimmt bisweilen ein Drittel der Länge des ganzen Tieres ein — wie winzig klein ist in diesem ungeheuren Schädel das Auge, und ebenso winzig klein, gemessen an dem ungeheuren Schädel und dem ungeheuren Kumpf, ist das Gehirn. Die Giraffe hat ein verhältnismäßig großes Auge; aber das Gewicht dieses Auges steht in gar keinem Verhältnis zum Beispiel zu der Schwere des Auges einer Ratte.

Neue Bücher

* **Max Dauthenden:** „Mich ruft dein Bild“. Briefe an seine Frau. (Verlag Albert Langen, München.) Max Dauthenden reißt in diesem zärtlichen Buch voller Kosenamen ruhelos umher, nach Rußland, Frankreich, England, Schweden, durchstreift Deutschland und die Welt mit der dauernden Sorge um das bißchen Lebensunterhalt für Annie und sich. Aber auch Überschwang der Freude enthalten diese Briefe, die das beglückende Kunstwerk eines Lebens geworden sind, über dem zwei Sonnen leuchten: die Dichtung der Weltfestlichkeit und die Liebe zu seiner Frau. Selten ist wohl die Ehe mit solchem Vertrauen auf das Schicksal geschlossen worden, wie im Sommer 1896 zwischen der schwedischen Kaufmannstochter Annie Johansson und dem jungen Dichter Dauthenden. Sie sahen das Leben festlich an und glaubten, daß es auch ihnen ein Fest bereiten würde. Diese Briefe der Liebe sind ein Dauthenden-Mosaik von unvergleichlicher Intimität. Die Sinne werden rein vor dem Heiligum zweier Menschenherzen, vor ihrem gemeinsamen Heiligum: Ehe. Sie gehören zu den großen Zeugnissen deutscher Seele, sie sind ein hohes Lied der Sehnsucht und der Treue.

* **John Knittel:** „Der blaue Basalt“, Roman. (Verlag Drell Küßli, Zürich und Leipzig.) Das neue Buch des Schweizer Erzählers schildert die Abenteuer eines jungen englischen Ägyptologen bei Ausgrabungen im „Tal der Götter“, unweit Theben. Der blaue Basalt ist der Sarkophag der „rosenwangigen“ Königin Nitotris, die nach fünftausendjährigem Todeschlaf in phantastischen Traumgestalten zu neuem Leben erwacht. Der an sich schon seltsamen, buntfarbigen Realität des Forscherlebens in der Wüste, in den Grabkammern, in Hitze und Staub afrikanischen Sandes tritt eine wunderliche, mystische Traumwelt gegenüber. Das Leben wird zur Wiedergeburt eines Daseins aus fernher Vergangenheit, geheime Götterzeichen der Papyri deuten dem Kundigen Zusammenhänge zwischen einst und heute, die Menschen scheinen ein vor Jahrtausenden begonnenes Schicksal unbewußt fortzuführen. Die Phantastik des Buches wirkt um so stärker, als sie in zwingender Logik gestaltet ist, die Einfälle des Verfassers quellen überreich und wissen die Spannung eindrucksvoll zu vertiefen. Ungemein lebensvoll, gleichsam mit der ganzen Palette südlicher Farben, geschieht die Schilderung mit seinem unterhaltenden Charakter aber erschöpft sich nicht der Wert des Buches, unter der schillernden Oberfläche birgt es erste Probleme von Wissenschaft und Mythos; Sachkenntnis in Archäologie wie in aktuellen Fragen (etwa dem englisch-ägyptischen Machtkampf bei der Ausgrabungskonzession) gibt ihm besonderes Interesse.

* **Werner Bergengruen:** „Die Woche im Labyrinth“. (Engelhorns Romanbibliothek, Stuttgart.) Dieser farbige Roman führt auf mittelamerikanischen Boden, der nicht nur im geologischen Sinne vulkanisch ist. Stierkampf und Putz, Filmruhm und Lebensgier, Trübsinn und Herzensgefühl, Erdbeben und Standgericht, das alles flutet sich wirbelnd zu einem scharfkonturierten Panorama menschlicher Leidenschaften und Spannungen. In den abenteuerlichsten Verschlungenheiten der Handlung aber verläßt den Erzähler nicht für einen Augenblick seine epische Gelassenheit und sein reizvoll spielerischer Humor.

* **Richard Käs:** „Frau Benigna und ihr Gefangener“, Roman. (Otto Janke, Leipzig.) Man kann dieses Buch einen „Kriegsroman“ nennen, doch hebt die glänzende Gestaltung des Themas das Ganze über diesen engen Rahmen hinaus und läßt es zu einer Tragödie zweier Menschen werden: eines kriegsgefangenen französischen Marquis und einer deutschen Gräfin, in deren Schloß jener interniert ist.

* **Walther v. Hollander:** „Zehn Jahre — zehn Tage“, Roman. (Propyläen-Verlag, Berlin.) Walther v. Hollander entwickelt sich immer mehr zu dem Analytiker der bürgerlichen Gesellschaft von heute und ihrer langsamen aber unaufhaltbaren moralischen Umstellung. In seinem neuen Buch „Zehn Jahre — zehn Tage“ verlegt er den Schauplatz aufs Land, wo gerade heute ein zäher Kampf zwischen den Generationen um die Neugestaltung der Wirtschaft und des Lebensstiles ausgetragen wird. Erschütternd zeigt Hollander, wie ein vom Leben Abgetrennter zurück ins Leben, zur Heimat, zu den Menschen von früher wiederfinden will. Aber die Freiheit ist ganz anders, als er sie

sich erträumt hat. Die Schatten der Vergangenheit heften sich immer fester an ihn, drücken ihn, der so hoffnungsvoll aufbrach, um zu sühnen, immer schwerer zu Boden. 10 Tage lebt er in Freiheit, und diese 10 Tage sind ausschubreicher für ihn als die 10 Jahre hinter ihm.

* **Egon Erwin Kisch:** „Der rasende Reporter“. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin N.W. 6.) Nervenpeitschende Spannung eines Kriminalromans wechselt mit wohlthuender lächelnder Heiterkeit. Kisch ist überall: auf dem Meeresgrund, in den Glendvierteln der Großstädte, auf der Jagd nach Verbrechen; als Heizer, Hopfenpflücker, Journalist durchdrast, erlebt und gestaltet er unsere Welt in dieser kulturhistorischen Fibel der Gegenwart, die jeder Europäer kennen muß.

* **„Hausbuch deutscher Lyrik“.** Von Ferdinand Avenarius. Erneuert von Hans Böhm. Mit Bildern deutscher Maler. Herausgegeben vom Kunstwart, München. (Verlag Georg D. W. Callwey.) Avenarius' berühmtes „Hausbuch deutscher Lyrik“ liegt in einer durchgreifenden Neubearbeitung vor. Hans Böhm, der in den letzten Jahren schon das „Balladenbuch“ und „Das Fröhliche Buch“ erneuerte, hat dann auch diese Neubearbeitung unternommen. Nach Avenarius' Absicht sollte kein literaturgeschichtlicher Überblick mit Einordnung nach Dichtern oder Dichtungsarten usw. gegeben werden, sondern dem Leben nicht dem Versen sollte die Anthologie dienen. In Bewahrung dieses künstlerischen Grundzuges hat Hans Böhm, mit unbekanntem Erfolge, versucht, das Buch wieder in ein ursprüngliches Verhältnis zur Gegenwart, zu unserem geistig wie seelisch heute so sehr veränderten Leben zu bringen, um ihm neue lebendige Wirkung für das Heute zu sichern. Er öffnete darum den lebenden Dichtern das Tor so weit als möglich. Die Schwarz-Weiß-Bildungen von Fritz Phil Schmidt sind, der unbedingt nötigen Raumersparnis halber, weggefallen, um auf besonderen Beilagen schönen Wiedergaben von Schöpfungen deutscher Maler inrischen Gehalts Platz zu machen.

* **Dr. Th. Weik:** „Kochbuch für Zuckerkranke“. Mit einer Einführung in das Wesen und die Behandlung der Zuckerkrankheit. Billige Neubearbeitung des Kraft'schen Kochbuches strenger Diät für Zuckerkranke. (Verlag Emil Pahl, Dresden.) Auf Grund mehrjähriger Tätigkeit auf seiner Spezialabteilung für Zuckerkranke im Johannstädter Krankenhaus Dresden hat der Verfasser dieses Buch aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Eine Reihe von Maßnahmen dieses Leidens erträglich und vor allem ungefährlich zu machen, werden im allgemeinen Teil in den Kapiteln „Einige Bemerkungen über das Wesen der Zuckerkrankheit“, „Allgemeine Gesichtspunkte bei der Behandlung Zuckerkranker“, „Diätformen“, „Die Behandlung mit Medikamenten“ Ratsschlüsse für das Verhalten auf der Reise“ gegeben. Besonders über das Verhalten auf der Reise fehlen in allen bisher vorhandenen Büchern praktische Ratsschlüsse. Weitere 576 ältere und moderne, bewährte Kochrezepte bieten eine große Auswahl, den Speisezettel nach den im allgemeinen Teil gemachten Ausführungen abwechslungsreich und befriedigend zu gestalten.

* **„Verkaufsschulung in Amerika und bei uns“** heißt eine im Verlag Organifator A.-G., Frankfurt a. M. und Paris erschienene Broschüre, die wertvolle Anregungen gibt. Dr. Friedrich Böhnet hat in der Broschüre die Eindrücke einer für diesen Zweck durch die USA. unternommen Studienreise niedergelegt. Einige Kapitel sind der Verkaufsschulung im Detailhandel gewidmet.

* **„Jahrbuch 1930 für Mietrecht und Wohnungswesen.“** Herausgegeben vom Landesverband Preußen im Reichsbund Deutscher Mieter (E. B.), Berlin SW. 11. Das vorliegende Jahrbuch enthält eine Darstellung der Vorgeschichte der Mieterschutzgesetzgebung, eine Sammlung der Preussischen Verordnungen und Erlasse (nebst chronologischem und Sachregister), eine Darstellung der bisherigen Forderungsmahnahmen in den einzelnen Ländern und schließlich ein Gutachten des Bundesvorsitzenden Dient-Berlin über die Neuregelung des Mietrechts.

* **D. D. Kurz:** „Was ein Bauherr wissen muß“. Ratsschlüsse für Bauende. (Verlag F. Brudmann A.-G., München.) Der bekannte Münchner Architekt gibt in den einzelnen Abteilungen — Bauplatz, Bauprogramm, Baudurchführung, Baukosten, Anwehensunterhaltung — für den Bauherrn und jeden, der sich technisch oder kaufmännisch mit der Erstellung eines Hauses zu befassen hat, über alle Fragen von der Grunderwerb bis zur schlüsselfertigen Übergabe in erschöpfender Weise Rat und Aufschluß.